

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 19

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blätter für den häuslichen Kreis

Zum erschte Schuelgang.

Nachdruck verboten.

Dys Paradies isch d'Chinderstube
Und d'Eltre ds liebste was es git,
e jede Tag bringt neuu Freude,
Und Sunneschyn und Lache mit.

Bevor de's merksch so chunnt e Morge,
Wo du muesch uf e Schuelwäg ga,
De chlopfe lys und geng chly luuter
Die erschte Sorge by dr a.

Jez heißt es still im Bänkli blybe,
Wenn d'Sunne no so fründlech lacht
Und über ds Heft und d'Bücher huuschet
Und ds Härzli wyt und gluschtig macht.

Du wirsch dr Chopf no mängisch stüze,
Mit Süüße luege-n-umenand,
Und wärsch gärn daheim bim Vater
Und drücktisch Muetters liebi Hand.

Bis tapfer! la dr Muet nid finke,
Und wird d'Schuelstube-n-öppe z'äng,
So wandere dys Sträßli wyter
Und dunks di mängisch no so läng.

Tue d'Wysheit als dy Fründin grüesse,
Los ihrem Wort und ihrem Rat,
Und sorg' daß i dr Seel cha ryse,
Zu edler Frucht die gueti Saat.

Isch d'Schuelzyt uus, so ghehch e Brüggli,
Und wenn dr drüber gange bish,
So steisch de bald im Kampf um ds Läbe,
Dä meistens schwär und bitter isch.

No mängisch suechsch de ds andre-n-Ufer,
Und luegch voll Heimweh wieder zrüef,
Und chansch dr Wäg halt nie meh finde,
I d'Schuelzyt und i ds Jugedglück.
E. Wüerich.



Vom Zürcher Sechseläuten am 22. April: Hauptansicht des Festzuges.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

21

(Nachdruck verboten.)

„Ich bitte dich noch einmal in Margrits Namen um Verzeihung. Sie ist nicht zurechnungsfähig, und wird ihr Benehmen später bereuen. Es ist das beste, du lässest sie gehen. Sie soll hinauf kommen zu mir, da ist Arbeit genug für sie. Diese, und die Erkenntnis, daß nicht sie die einzige ist, die zu leiden hat, wird das beste Heilmittel für sie sein. Willst du sie mir morgen schicken?“

„Margrit kann tun, was sie will, ich hindere sie nicht mehr.“

Uli fühlte, daß die Mutter tief gekränkt war. Auch Margrit empfand es. Aber ihr Herz war durch die Trauer um den Verlorenen so verstockt, daß sie es seinem Andenken schuldig zu sein glaubte, zu verachten, was er verachtet hatte, und ein Haus zu verlassen, das für ihn eine Stätte der Demütigung gewesen, und aus dem er, trotz ihren Bitten, fortgewiesen wurde. Fort von ihr, die ihm Halt und Stütze gewesen. Für Margrit blieb ihre Mutter die unmittelbare Ursache von Alfons Tod.

„Mutter, wenn du ihn mir gelassen hättest! Wenn du uns hättest heiraten lassen!“ weinte sie.

„Davon will ich nun nichts mehr hören“, sagte Marie Zuberbühler hart. „Ich habe getan, was recht war. Es wird ein Tag kommen, an dem du mir wirst Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mach dich fertig, morgen zu Uli zu ziehen. Mächtest du ihm eine Hilfe sein!“ Sie stand mit herabhängenden Armen vor Margrit, die wieder zusammengekauert auf dem kleinen Stuhl vor ihrem Altar saß, die hellgrauen, leidenschaftlichen Augen auf Dr. Wezingers Bild gerichtet. Die Umrisse ihrer Haare waren nicht mehr zu unterscheiden in der Dunkelheit, nur ihr weißes Gesicht mit den starren Augen sah Uli, als er Abschied nehmend seiner Schwester die Hand reichte.

Mutter und Tochter sprachen lange kein Wort, als er fort war. Es war eine Scheidewand zwischen ihnen. Endlich sagte Margrit: „Ich hätte schweigen sollen.“

„Nicht, daß du es sagtest, schmerzte mich.“

„Für dein Denken kann ich nichts.“

„Nein, dafür kannst du nichts, aber daß du so denkst, daß du so feindlich gegen deine Mutter gesinnt bist, das verdanke ich doch wohl den Lehren“ —

„Ich kann es nicht hören!“ schrie Margrit. „Ueber allem steht meine Liebe. Wertvoller als alles ist mir sein Andenken. Das darfst du mir nicht zu trüben versuchen.“

„Es ist gut, daß wir auseinandergehen“, sagte Marie Zuberbühler. „Gute Nacht, Margrit.“

„Gute Nacht, Mutter.“ Sie drehte den Kopf nicht nach ihrer Mutter, und Marie Zuberbühler sah sich nicht nach ihrer Tochter um. Sie fühlte, daß sie sie verloren hatte. —

Im Laufe des nächsten Morgens fuhr Tefil Margrit hinauf zum Friedberg. Der Abschied daheim war kurz gewesen.

Es schien ihr, als werde ihr leichter, kaum daß sie den Treuhof hinter sich hatte. Sie atmete erleichtert auf, als sie auf der Landstraße dahinrollte.

„Jetzt gehst du auch fort.“ wandte sich plötzlich der schweigsame Tefil an sie, seine blauen Pupillen ihr zuschiebend. „Eines nach dem andern laßt ihr die Mutter allein. Wie ein Feldherr ist sie, dessen Stab in das feindliche Lager übertritt.“ Margrit antwortete nicht.

„Der Uli kommt her und übernimmt den Friedberg. Sufi heiratet den Apotheker. Jetzt gehst du hinauf, und hättest daheim Arbeit genug.“ Margrit zuckte die Achseln.

„Sollen wir der Mutter helfen Kranke heilen? Sie kann es ohne uns.“

„Ja, das kann sie!“ rief triumphierend der Bucklige. „Sie braucht keines von euch. Niemand braucht sie. Ihr könnt ihr Steine in den Weg werfen, so viele ihr wollt, ihr haltet sie nicht auf! Die geht vorwärts und vorwärts, und wird berühmter und reicher, und während ein Duzend auf sie schimpft und sie verachtet, beten Tausende für sie und danken Gott für ihre Heilung durch Marie Zuberbühler. Und wenn sie mit ihren Kindern an ihr vorbeigehen, so heben sie die

Kleinen in die Höhe und sagen: „Seht, seht! Da geht sie! Das ist die Marie Zuberbühler!“ Was weiß man im Lande von eurem Friedberg? Nichts! Aber die Wunderdoktorin kennt man weit über die Grenzen hinaus, schier wie eine Königin!“ Tefil schwieg. Er sah Margrit nicht mehr an. Ihr war das gleichgültig, sie nahm den Buckligen sowieso nicht für voll. Mochte er reden.

XII.

Die Tage des Winters waren gezählt. Schon sah der Frühling vorwiegend durch die Lücken des grauen Nebelschleiers, der den Himmel umspannte. Da und dort hörte man einen Vogel singen. Er mochte die Liebeszeit kaum erwarten. Die geschwellt waren die Knospen des Fiebers. An schönen Tagen holten die Schulbuben ihre Marmeln hervor und wurden die Wickelkinder unter blauen Schleiern an die Sonne getragen.

Schnee lag nur noch auf der Schattenseite der Maulwurfshügel, den Mauern der Gärten entlang und unter dunkeln Tannen. Das Braun der Wiesen verwandelte sich langsam in Grün, und die Knaben und Mädchen von Blumental trugen ihre Schlitten mit wehmütigem Seufzen endgültig in den Schuppen.

Und bald darauf stand das Land in Blust. Blüten Schnee fiel von den Kirchs- und Birnbäumen, und der Wind wehte die feinen, runden Blättchen weit über die Felder und ließ sie facht auf den jungen Weizen fallen oder auf neugierige Kartoffelstüdelein, die eben erst das Licht der Welt begrüßt und sich wunderten, daß sie so schön sei.

Und im Walde wurde aus jeder Tanne ein Christbaum, als hätte sich der liebe Gott versehen und Weihnachten in den Frühling verlegt. An jedem Ast stand die Purpurblüte wie ein blutrotes Kerzlein in die Höhe und glänzte in der Sonne, je höher oben, um so leuchtender. Und wer von dem Wunder wußte und hinaussah zu den ersten Bäumen, der freute sich über ihren Schmuck, und es fiel ihm trotz der linden Luft und trotz der vielen lieben Blumen auf den Matten das alte Weihnachtslied ein: Ehre sei Gott in der Höhe.

Es war Sonntag. Auf Uli Zuberbühlers Gesicht spiegelte sich nichts von der Frühlingsherrlichkeit um ihn herum. Er ging still seines Weges, dem Doktorhaus zu. Seine Augen, die sonst für die Schönheit der Natur so empfänglich waren, hielt er auf den Boden geheftet. Er war in großen Sorgen, denn er stand vor der Notwendigkeit sich einzuweisen zu müssen, daß sein Werk, das er mit so viel Liebe und Begeisterung begonnen, am Scheitern sei. Die Entzückung des Friedberges entsprach den Hoffnungen nicht, die man auf ihn gesetzt hatte.

Langsam war die Zahl der Patienten zurückgegangen. Unmerklich fast und doch deutlich fühlbar.

Die großen Räume standen halb leer, der Frauensaal war geschlossen worden. Die Hälfte der Angestellten des Hauses waren überflüssig. Uli beendete seinen täglichen, ärztlichen Rundgang schneller und schneller, und immer öfter stellte er die alte Frage an Schwester Lydia: Sind Anmeldungen zu vermerken? Und immer öfter erhielt er die Antwort, die schon Dr. Andermatt sich zu hören befürchtete: „Nein, es ist niemand gekommen.“

Sein Herz zog sich zusammen, wenn er diese Worte vernahm. War es denn möglich? Sollte alle seine Mühe umsonst gewesen sein? Seine Arbeit, seine Treue, seine Sorge um jeden einzelnen umsonst? Die großen Geldopfer umsonst? Sollte ihm so bald und so ganz mißlingen, was er so zuversichtlich unternommen?

Er hatte die Zähne zusammengebissen und seinen Mut immer wieder aufgepeitscht. Er hatte die Nacht zum Tag gemacht und seine Arbeitskraft zur Arbeitswut gesteigert. Unzählige Male krächte der Hahn, wenn er sich zur Ruhe begab, und krächte er, wenn er an die Arbeit ging. Umsonst. Alles umsonst. Der Friedberg verdödete.

Schon flüsterte man es sich zu im Land herum: Wißt ihr es schon? Habt ihr es schon gehört? Auf dem Friedberg geht die Sache den Krebsgang. Und bald pfeifen es die Spaten vom Dach: Es ist aus, es ist aus, es ist aus mit ihm.

Uli trat der Schweiß auf die Stirne, trotzdem es kühl vom See herwehte. Er riß seinen Rock auf und das Tuch aus der Tasche, und wischte sich die Tropfen, die ihm die Angst, die Sorge und die Scham ausgepreßt, von seinem magern Gesicht.

Und wie Uli ging auch Schwester Lydia in schwerer Trübsal herum. Sie suchte ihr Lager nicht auf, ohne Gott inbrünstig anzuflehen, er möge ihr Haus schützen und es in seine Obhut nehmen. Sie bat und bettelte, er möge seine Hand ausstrecken und die Feinde des Krankenhauses vernichten. Sie betete in Angst, aber auch in Zorn und Haß, und wußte es nicht.

Sie betete nicht nur des Morgens und des Abends, sondern wo sie ging und stand, stieg ihr Flehen zum Himmel: Herr, Herr, so kannst du uns nicht verlassen. Herr, hilf deinen Knechten, die die Geschlagenen aufrichten und die Aermsten heilen wollen. Herr, Herr, laß uns nicht zu Schanden werden.

Ihre geröteten Augentlider blinzelten unaufhörlich, und ihre Hände falteten sich, wo sie auch war. Sie arbeitete über ihre Kräfte, übertrieb die Nachtwachen und lag, auch wenn ihre Ruhe gekommen, wach im Bett, und verzehrte sich im Kummer um ihr Haus.

Aber es änderte sich nichts, die Zahl der Kranken schmolz immer mehr zusammen. Einen Monat um den andern hoffte man, eine Woche um die andere wurden Arzt und Pfleger müßloser, einen Tag um den andern sah man es deutlicher, unumstößlicher, hoffnungsloser: Es war alles umsonst.

Uli ging langsam. Er stand an einem Aneisenhaufen still. Unendlich wichtig und geschäftig hantierten die kleinen Wesen, und bauten und gründeten, und trugen Material herzu zu ihrer vielverschlungenen, unterirdischen Wohnung. Ja, ja. Er lächelte schmerzlich. Ein einziger Fußtritt würde den Fleiß des emsigen Wölkchens zerstören, vor einer rohen Faust zerstoß, was sie in langen Tagen zusammengetragen. Wozu die viele Arbeit?

Wie gerne war Uli sonst den Waldweg gegangen. Jetzt war es ihm verbittert. Er durfte ja weniger als je daran denken, Madelene an sich zu binden. Was ihr damals seine heißen Augen verraten, durfte sein Mund nicht aussprechen.

Sein ehrlicher Blick mußte ihrem fragenden ausweichen. Er durfte die Trauer nicht sehen, die die Weichenfarbe der schönen Mädchenaugen trübte. Er durfte sie, die er liebte, nicht bitten, ihm zu vertrauen, und mußte hoffen, daß sie ihm dennoch glaube.

Er irrte sich nicht in Madelene. Sie ließ sich von seinem Schweigen nicht beirren, und wartete in Liebe auf das erslösende Wort.

Von ihrem Vater wußte sie, welche Sorgen Uli drückten, und wie schlecht auf dem Friedberg alles stand. Sie verstand, daß er nicht reden konnte und hielt sich ihm mit Trost und Hilfe anspruchslos zur Seite.

Die Hoffnung, die an jenem schönen Freitag in ihrem Herzen wach geworden, barg sie tief in ihrem Herzen wie einen klaren Edelstein, dessen Besitz sie beglückt, und den sie sich durch die trostlose Gegenwart nicht trüben ließ.

Uli sah es, daß sie mit ihm litt, und fühlte sich schuldig, dies junge, sonnige Leben beschattet zu haben. Er hätte vorsichtiger sein sollen, zurückhaltender, weniger egoistisch in seiner Freude über seine junge Liebe. Aber damals hatte er geglaubt, nur mit Wochen rechnen zu müssen. Er hatte sich seiner neuen Wirksamkeit und seiner beginnenden Beliebtheit gefreut.

Er seufzte schwer. Er gedachte seiner Privatpraxis, die sich ebenfalls nicht weiter entwickelt hatte.

Es war ihm am Anfang mancher aus Neugierde zugekommen, aus Familiensinn, aus dem Drange nach Abwechslung. Das Landvolk war aber nicht gekommen und als Landarzt war er, wenigstens zum Teil, auf die Bauern angewiesen.

Die kleine Stadt am See hatte eigene Ärzte. Doch war ihre Zahl bedeutend zusammengeschmolzen, da sie sich neben Marie Zuberbühler nicht halten konnten.

Wenn Uli an seine Mutter dachte, so war es ihm jedesmal, als berühre er eine Wunde. Er durfte gar nicht daran denken, daß sie die Ursache war, daß ihm der Boden unter den Füßen wich.

Die Anhänglichkeit an sie wehrte sich in heftigem Kampfe gegen das Gefühl der Erkaltung, das ihm gegen das Herz kroch. Nein, so niedrig wollte er nicht sein! Das sollte ihm, Uli Zuberbühler, nicht geschehen, daß sein Herz sich in Mißgunst von seiner Mutter abwandte. Das durfte nicht sein.

Ulis gerechter Sinn und seine vornehme Denkart wandten sich hilflos in dem Zwieispalt.

Er wiederholte es sich täglich, daß sie das Recht habe zu prattizieren wie er, daß sie da gewesen war, ehe er kam, daß sie ihn gewarnt hatte, und daß er ihr nicht geglaubt.

Es war bitter für ihn, sich sagen zu müssen, daß seine Mutter eben Erfolg gehabt hatte, und er nicht. Bitter war auch das Bewußtsein, daß er sich jahrelang gemüht, sich schweren Prüfungen unterzogen, gelernt und geforscht hatte, erreicht in seinem Fach was zu erreichen war, und daß er doch unterliegen mußte, während seine Mutter ohne Kenntnisse, ohne Mühe und Studium, nur aus Marie Zuberbühlers Gnaden, im Land herrschte, und ihm und seinem Werk den Lebensnerv zerschchnitt.

Er mußte immer wieder daran denken, so sehr er sich auch wehrte. Der Stachel, der am tiefsten saß, ihn am schmerzlichsten verwundete, war der Gedanke, daß alle Erfolge der Mutter eben doch auf der Dummheit der Leute, zum mindesten auf ihre Schwäche und Neigung zum Wunderglauben fußten, und daß das ganze himmelanstrebende Gebäude hohl sei, keinen festen Grund und Boden hatte, und keine Berechtigung.

Wie hatte Dr. Andermatt gesagt? Wie ein Klotz sieht sie vor einem Krankenbett! Ja, und wie ein Klotz sah sie ihm im Weg. Es schien ihm, als kämpfe er mit dem Waffens eines Zwerges, so ohnmächtig kam er sich vor seiner Mutter gegenüber.

Uli ballte die Faust und preßte sie gegen die Stirne: Ein schlechter Kerl werde ich noch über dem allem!

Er war an des Doktors Haus angekommen und zog die Klingel. Sofort kamen eilige Schritte die Treppe herunter. Madelene öffnete, begrüßte ihn und führte ihn in das Studierzimmer, wo der schwarze Kaffee gereicht werden sollte, und ein zierlicher Tisch gedeckt war, mit Myrtenzweigen, die mit purpurfarbenen Blumen und feinen Goldarabesken geschmückt waren. Sie stammten noch von der Großmutter her.

Herzlich wurde Uli begrüßt. Vom Sofa, wo sie neben Frau Dr. Andermatt saß, sprang Susi in die Höhe und ihm entgegen.

„Bist du da?“ fragte Uli erfreut. „Und Alfred?“

„O, er war so müde, daß er nach Tisch einschlief. Da langweilte ich mich dahem und kam hier herauf. Die Straße ist ja ganz trocken.“ Susi sah so mädchenhaft aus wie am Tage ihrer Hochzeit. Sie nahm den Bruder in ihrer lebhaften Weise ganz in Beschlag und sprudelte:

„Denk, Uli, jetzt gehe ich jede Woche nach Zürich, zu einem der ersten Porträtisten, und male bei ihm. Er sagt, ich hätte viel Talent.“ fügte sie kindlich hinzu.

„Das freut mich für dich, Schwesterlein,“ sagte Uli. „Und Alfred, was sagt er dazu, daß du ihn allein läßt?“

„Ach, weißt du, wir essen ja bei den Eltern, da ist er nicht allein, wenn ich fort bin. Es ist ihm recht, wenn ich mich zerstreue. Er ist manchmal so langweilig.“

Frau Dr. Andermatt befragte Susi über einige gemeinsame Züricherbekannte, und erzählte von ihrem Aufenthalt in der hübschen, von lebendigem Geist durchwehten Stadt, besonders von einer schönen, stimmungsvollen Theateraufführung, der sie beigewohnt: Gyges und sein Ring. Sie schilderte das Schauspiel lebhaft und anschaulich.

„Es hat mich aber doch geärgert, daß am Schluß der Gyges so um sein Glück betrogen wird. Er war von A bis Z der Narr im Spiel.“ Die andern lachten ob ihrer drastischen Ausdrucksweise.

„Der Edle ist oft der Narr im Spiel,“ sagte Dr. Andermatt. „Und nicht nur im Gyges, der wenigstens nicht gegen die Gemeinheit zu kämpfen hatte. Der zu unterliegen ist wohl das Schmerzlichste.“

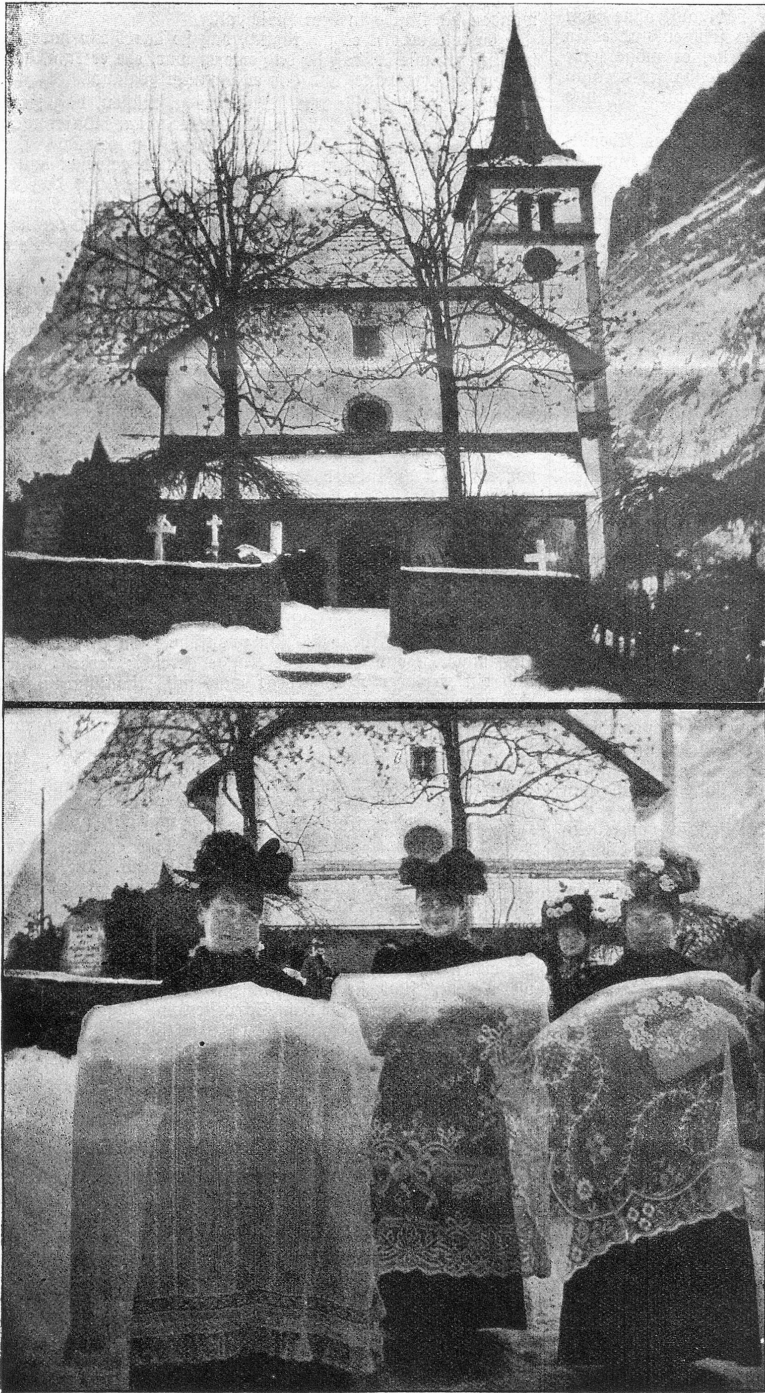
„Unterliegen müssen ist immer schwer,“ sagte Uli. Es entstand eine Pause. Alle wußten, was er meinte.

„Ihr Unterliegen, lieber Uli, ist nur ein Neufferliches. Sie leiden unter Verhältnissen, die stärker waren als wir beide,“ tröstete Andermatt.

„Ich komme mir vor wie Don Quichotte.“

„Nun, Windmühlen sind es nicht, gegen die Sie kämpfen.“

„Ein jeder, der einen Kampf unternimmt, dem er nicht



Die Kirche in Grindelwald.

moselbst Herr Pfarrer Straßer sel. während 30 Jahren wirkte. Unten seine Pfarrkinder, drei neue Weltbürger tragend, die eben aus der Kirche kommen, wo sie von Hrn. Pfarrer Straßer getauft wurden. Es war dies eine seiner letzten Amtshandlungen.

gemachten ist, kämpft im Grund gegen Windmühlen," rief Uli.

„Ist im Friedberg noch alles beim Alten?“ fragte der Arzt, der den ganzen Winter über Uli als treuer Freund zur Seite gestanden.

„Es geht rasch abwärts, da ist nichts zu beschönigen.“ Uli preßte die Lippen zusammen. Er hatte seine Tasse nicht angerührt. Madelens Gegenwart quälte ihn, und dennoch geizte er mit den Minuten in denen er bei ihr sein durfte. Er wollte sich die kurze Zeit des Zusammenseins nicht durch Mißgeschick verbittern lassen und fragte ablenkend Sufi, wie es ihr gehe.

„Es ist nicht alles Honig,“ sagte sie zu aller Erstaunen. Ihr kindliches Gesicht verdüsterte sich fragend sah Uli ihr ins Gesicht. Sie schwieg. Nach einer Weile fragte sie: „Wie geht es der Mutter?“

„Das wollte ich dich fragen, Sufi. Ich habe sie lange nicht gesehen Gehst du denn nicht öfters zu ihr?“

„Nein“, sagte Sufi. „Sie haben es nicht gern bei uns Und es ist ja auch wahr daß die Mutter unsere Apotheke fürchtbar schädigt. Wir leben doch von den Bauern, und wenn die nicht mehr kommen, sondern alle bei Mutter den ‚Erlöser‘ kaufen, kann die Apotheke nicht mehr bestehen.“ erklärte sie mit vieler Sachkenntnis.

„Darum solltest du die Mutter nicht vernachlässigen.“ sagte Uli. „Sie ist doch deine Mutter, und Apotheker Amman ist reich genug, um jeden Tag zuzumachen, wenn seine Apotheke nichts mehr abwirft.“

„Das tut er nicht. Er sagt, daß er das Feld nicht räume, lieber wolle er krepieren.“ Sie sprach das Wort gewichtig aus.

„Das ist deines Schwiegervaters Sache, darum solltest du dich nicht von der Mutter zurückziehen.“ Sufi verlegte der Tadel.

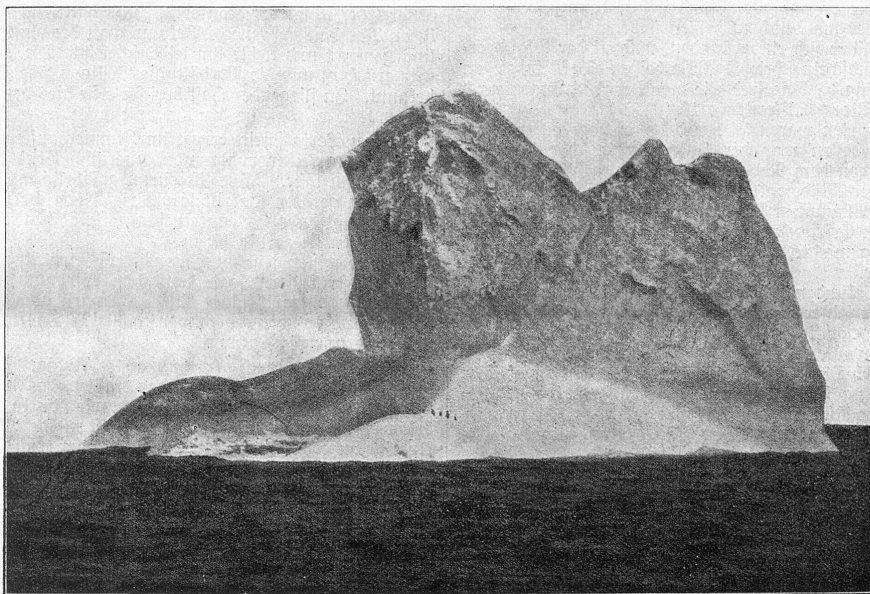
„Und du?“ fragte sie. „Gehst du denn zu ihr?“

„Selten“, gab Uli zu. „Aber das ist etwas anderes. Mein Beruf geht mir über alles, und ich bin durch den Treuhof lahm gelegt. Ich kann meine Kräfte nur halb gebrauchen, bald werden sie im Spital überflüssig. Und dann ist es für mich Ueberzeugungsache, daß Mutter mit der Art ihres Kurierens im Unrecht ist. Darum kann ich sie nicht aufsuchen. Auch darf ich als Leiter und Vertreter des Friedbergs nicht, den der Treuhof zum zweitenmal unter seine Füße tritt. Die Liebe zu meiner Mutter hat mit dem allem nichts zu tun.“ Ulis Ehrlichkeit machte zu den letzten Worten Einwendungen.

(Fortsetzung folgt.)



Zur Hochwasser-Katastrophe des Mississippi: Die zerstörte Eisenbahnbrücke bei der Stadt Memphis. Ueber zwölf Städte wurden teilweise zerstört und 257 000 Einwohner obdachlos.



Verderbenbringender Eisberg im Atlantischen Ozean.

An einem solchen ist die Titanic zugrunde gegangen. Acht Stunden vor dieser fürchterlichen Katastrophe wurde er vom Dampfer „Amerika“ passiert, worauf die „Titanic“ telegraphisch gewarnt wurde; sie verdankte die Meldung und rannte nachher doch mit dem Eisberg zusammen.

Der Amethystschmuck.

Kriminal-Novellette von L. Segel.

(Nachdruck verboten.)

Den Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, einen weiten Ledermantel um die Schultern, der seine Gestalt unkenntlich machte, betrat ein Mann das Pfand- und Leihhaus von Jonathan Wirt.

Eine trübe brennende Lampe erhellte notdürftig die alte Hausdiele. Der Fremde öffnete die zunächstliegende Tür, die ein Schild trug mit der Aufschrift: Geöffnet von morgens 9 bis abends 7 Uhr, und trat ein. Es war ein langes, schmales Zimmer und ebenso dürrig erhellt wie der Flur. Vom Schreibtisch, das in der Nähe des verhangenen Fensters stand, sah Jonathan Wirt auf, der dort saß, die Feder in der Hand. Er war ein weißbärtiger, aber noch rüstiger Mann und stand im Ruf, auch ein redlicher Mann zu sein. Weshalb die Leute lieber zu ihm kamen, als zu den übrigen Pfandverleihern der Stadt.

„Ich wünsche diesen Schmuck zu verkaufen, bis — bis ich ihn wieder einzulösen vermag, hob der Fremde an. Er hatte gedämpft gesprochen und offenbar mit verstellter Stimme, und dabei ein Schmuckstück vor den Pfandverleiher hingelegt.

Dieser hatte sich die Brille zurechtgerückt und heftete den etwas müden, und doch brennenden dunklen Blick auf den Sprecher und dann auf den Schmuck, nachdem er das Etui geöffnet. Es war ein wundervolles Amethystkollier mit starker Goldfassung. Trotz der trüben Beleuchtung erschrämten die Steine in zauberischem Glanze.

Jonathan Wirt hatte während langer Geschäftsjahre schon manches gleich kostbare und schöne Kleinod in Pfand genommen und so viel erlebt und erfahren, daß er sich eigentlich über nichts mehr wunderte.

In diesem Augenblick aber ging es wie Betroffenheit über seine sonst ehern erscheinenden Züge. Scheinbar um den Wert des Pfandobjekts zu prüfen, wandte er den Schmuck auf die Innenseite und dabei schnell und scharf den Blick auf die plattgearbeitete Platte des Schloßes. Eingraviert trug sie die Buchstaben D. v. R. und darüber eine Krone.

Ruhig legte er darauf den Schmuck in das Etui zurück, heftete abermals den Blick auf den Besucher und nannte ihm die Summe, die er auf das Pfand geben könne, sowie die Zinsen, die jener monatlich zu zahlen habe.

Dieser erklärte sich einverstanden, worauf der Pfandverleiher den Pfandschein schrieb. „Wie heißen Sie?“ fragte er. „Armand Belling.“ „Was sind Sie von Beruf?“ „Ingenieur.“ „Wo wohnen Sie?“ „Uferstraße 10.“

Die Antworten waren leise und hastig gegeben worden. Während dessen war der Jutevorhang, der das Geschäftszimmer von dem Nebenraum trennte, geöffnet worden und ein blonder Mädchenkopf im Rahmen erschien. Zwei wunderliche Blauaugen sahen mit höchstem Erstaunen und zugleich heißem Erschrecken auf den Besucher. Als dieser jetzt eine Bewegung machte, verschwand der Mädchenkopf blitzgeschwind wieder.

Wenige Sekunden später war der Gast gegangen und Jonathan hatte seiner Gattin gerufen. Sie war seine zweite Frau, ebenso geschäftskundig wie er selber und in allen Sachen seine Vertraute.

„Berta, sieh Dir mal diesen Schmuck an! Ein angeblicher Ingenieur Belling hat ihn gebracht. Sieh auch das Monogramm auf der Rückseite des Schloßes.“

Frau Berta hatte nur einen Blick darauf getan, als sie das Kollier hastig wieder hinlegte.

„Jonathan, das ist ja . . .“ stammelte sie erschrocken. Er nickte und wühlte in dem Päckchen Zeitungen, die verstreut auf einem Papierkorb lagen. Endlich zog er das gesuchte Blatt hervor und fand die gewünschte Stelle. —

„Jonathan, ich begreife nicht —“

„Daß ich den Schmuck genommen habe?“ fiel er ein. „Du bist doch sonst eine kluge Frau, Berta! Ich habe den Schmuck genommen, um den Namen und die Wohnung des Ueberbringers zu erfahren. „Nur so kannst Du ihn der Polizei ausliefern, ich verstehe,“ nickte Frau Berta.

„Hast Du die Notiz da, Jonathan? Lies noch einmal, ob die Beschreibung auch wirklich stimmt.“

Er las: Aus der in Kaiserstraße Nr. 44 belegenen Wohnung der kürzlich hier zugereisten Frau Baronin von Reizner

ist ein Amethystkollier gestohlen worden. Dasselbe hat starke Goldfassung und trägt auf der Innenseite des Schloßes die Buchstaben D. v. R. nebst Krone. Der Diebstahl ist in Abwesenheit der Eigentümerin geschehen. Vor Ankauf des Kleinods wird gewarnt.“

„Jonathan,“ sagte Frau Berta unruhig, „es wäre doch besser gewesen, Du hättest den Schmuck nicht angenommen —“

„Wäre ich ein Juwelier, so hätte ich ihn nicht angenommen, nun aber —“

„Wer garantiert Dir dafür, daß der Dieb. — ich meine der Mensch, der ihn gebracht hat — nicht einen falschen Stand und Namen angegeben hat? Ach, was schwach ich da für dummes Zeug? Natürlich hat er falsche Angaben gemacht und Du bekommst die 50 Mark, die Du ihm auf das Pfand gegeben hast, nicht wieder.“

„Wie heißt — nicht wiederbekommen? Bestimmt werde ich mein Geld wiederbekommen und ich denke, mit guten Zinsen! Wird doch die Frau Baronin von Reizner einen hohen Finderlohn ausgesetzt haben. Nun — und bin ich nicht der Finder?“

Frau Berta wiegte bedenklich den Kopf; die Sache gefiel ihr nicht.

„Und wenn der Dieb garnicht Belling heißt und nicht in der Uferstraße wohnt? Vielleicht ist er schon über alle Berge!“

„So vermag ich kein Signalement anzugeben,“ sagte der Pfandverleiher. Langte aber gleichzeitig nach seinem Hut.

„Ja, geh,“ Jonathan,“ drängte seine Frau. „Halt!“ rief sie plötzlich und hielt ihn am Rockknopf fest.

„Warum hat der Mensch das Kollier nicht bei einem Juwelier verkauft, der ihm doch eine höhere Summe gezahlt hätte?“ „Weil er fürchtete, dort rascher entdeckt zu werden —“

„Jonathan — sag mir noch, sah er aus wie ein Dieb?“

Der Pfandverleiher zog die Schultern und die Brauen hoch. „Was nützt mir das Aussehen, ob's gut ist oder böse, wenn er doch bestimmt ein Dieb ist? Und hier ist's sonnenklar. Nun aber schnell . . .“ Da teilte sich der Jutevorhang. Leichenbläß, mit großen, angsterfüllten Augen und erhobenen Händen eilte ein junges, schlantes, blondes Mädchen herein und umklammerte den Arm des Pfandverleihers.

„Um Gottes willen — Stiefvater, — er ist kein Dieb! Armand Belling ist kein Dieb!“ rief sie mit bebender Stimme. Es war Else Stephan, die Tochter Frau Bertas aus deren erster Ehe. Sie war Kontoristin und hatte auf ihren abendlichen Nachhausewegen die Bekanntschaft des Ingenieurs Belling gemacht und liebte ihn leidenschaftlich. Die Bekanntschaft war erst kurz und die Verhältnisse Bellings Ilse Stephan unbekannt. In fliegender Hast berichtete sie dies den Eltern und verhehlte nicht, daß sie den Ingenieur liebte — heftig liebte.

Frau Berta schritt erregt im Zimmer auf und ab, indes der Pfandverleiher ruhig aber energisch Ilse Hände von seinem Arm löste. „Ilse ist einem gefährlichen Menschen in die Hände geraten, das ist klar!“ rief Frau Berta aufgeregt. „Das kommt davon, wenn ein junges Mädchen abends allein geht!“ fügte sie zornig hinzu.

„Wir wissen jetzt wenigstens, daß seine Angaben richtig waren, desto besser,“ sagte Jonathan Wirt und schritt schnell zur Tür. „Vater!“ schrie Else, „Du wirst doch einen ehrenhaften Mann nicht verdächtigen wollen? Das wirst Du ihm nicht und mir nicht antun!“

Der Pfandverleiher wehrte ab. „Ruhig, Mädchen, Gefühlsachen gelten hier nichts, das Kollier, das dieser Belling mir gebracht hat, sieht genau so aus wie das in der Zeitung beschriebene entwendete Kollier. Es ist meine Pflicht, davon Anzeige zu erstatten.“ Die Tür fiel hinter dem Sprecher zu. Ilse, sich aufraffend, eilte plötzlich hastig hinaus und auf ihr Zimmer. „Sie will sich ankleiden und diesen Belling warnen,“ murmelte Frau Berta. Sie war eine tatkräftige Frau. Als Ilse bald darauf ihr Zimmer verlassen wollte, fand sie zu ihrem Entsetzen, dieses verschlossen.

In der Frühe des nächsten Morgens betraten zwei Polizisten das Haus Uferstraße 10 und klopfen an diejenige Tür, die eine Visitenkarte trug mit der Aufschrift: Armand Belling, Ingenieur. Auf das Geräusch der Schritte hin, kam die Hauswirtin gelaufen.

„Mein Gott!“ rief sie erschrocken, als sie die Uniformen sah, „was wollen Sie von Herrn Belling? Der schläft noch.“

„Gut, daß der Vogel noch nicht ausgeflogen ist,“ lachte der ältere der Polizisten spöttisch. „Was können Sie uns über

seine Geldverhältnisse sagen? Bei wem ist er in Stellung?" Zur Zeit ist er bei niemandem in Stellung. Ich glaube, er hat sich mit seinem früheren Brotherrn entzweit. „So — so. Wie lange ist er bereits stellenlos?" „Ein Vierteljahr mag's wohl sein — „Hat er Ihnen denn die Zimmermiete bezahlt?" „Den letzten Monat nicht. Aber gestern abend zahlte er mir mit einemmal 10 Mark drauf an.“ „So — gestern Abend. Und wissen Sie sonst noch —“ Die Tür öffnete sich und der Ingenieur Belling im Schlafrock, die Haare noch ungeordnet, sah heraus.

„Ist jemand da, der mich sprechen will, Frau Wille? dann lassen Sie ihn herein.“

Die Polizisten traten vor und wurden damit erst von Belling gewahrt. Er stuzte und seine Brauen runzelten sich. Sie wollen doch nicht etwa zu mir?“ fragte er und es klang gereizt. „Tawohl, Herr Ingenieur; wir kommen in amtlicher Sache,“ nahm der ältere das Wort und bevor noch Belling es hindern konnte, waren die Polizisten in sein Zimmer getreten. „Ich habe nichts mit der Polizei zu tun!“ hörte die erschrockene Frau Wille ihren Mieter sagen, dann schloß sich die Tür. „Aber die Polizei mit Ihnen, Herr Ingenieur!“ kam die Erwiderung. „Ich fordere Sie auf, sich schnellstens anzukleiden und uns zu folgen. Widersehen Sie sich, so sind wir beauftragt, vorzugehen. Was das bedeutet, wissen Sie wohl.“ Auf dem feingehobelten Gesicht des Ingenieurs erschienen Zornesröthe. Er richtete seine schlankte Gestalt hoch auf.

„Ich weiß nur, daß man es wagt, in unverschämter Weise einen anständigen und gebildeten Mann anzugreifen. Ich verlange zu wissen, aus welchem Grunde dies geschieht. Anderen Falls verfolge ich die Polizei wegen unbefugten Eindringens in meine Wohnung.“

„Oho, Herr Ingenieur, Sie führen eine kühne Sprache! Das dürfte Ihnen teuer zu stehen kommen! Ich rate Ihnen, einen anderen Ton anzuschlagen —“

„Bekomme ich nun endlich zu hören, um was es sich handelt?“ gebot der Ingenieur und ließ die Hand mit hartem Aufschlag auf die Tischplatte sinken. Seine Art reizte den Polizisten zur Wut. „Um das Amethyfkollier, das Sie aus der Kaiserstraße 44 gestohlen und darauf beim Pfandverleiher Wirt versteckt haben, mein sauberer Herr Ingenieur!“ schrie er grob. Gleichzeitig hatte er seinem Kollegen einen Wink gegeben und im nächsten Augenblick war der ahnungslose Belling gefesselt. Wenige Minuten später fuhr eine Droßke vom Hause fort. Händeringend sah die Hauswirthin dem Gefährten nach.

Die Verhaftung des Ingenieurs Belling machte allgemein Aufsehen. Man erzählte sich, er sei aus angesehenen, aber verarmter Familie und habe eine Mutter und noch unverheiratete Geschwister zu unterhalten. Er habe mit einem gewissen Stolz seine Armut getragen, denn schlecht sei es ihm auch ergangen, als er noch die Anstellung inne gehabt, weil eben die Ausgaben die Einnahme überfliegen. Sein erregbares Temperament und schnell vorgehende Art hatte verschuldet, daß er sich mit seinem Vorgesetzten überworfen hatte und die Stellung ihm gekündigt wurde. Dies war um so betrübender, da Belling sich mit einer technischen Erfindung trug, zu deren Ausführung er Geld brauchte, wie er selbst gesagt. Alle diese Umstände mochten den unglücklichen jungen Mann auf die abschüssige Bahn geführt haben und seine Impulsivität schuld sein, daß er mit dem gestohlenen Kollier so unwirtschaftlich verfahren war.

Ein Zweifel an der Schuld des Angeklagten schien ausgeschlossen. Leider hatte man der Eigentümerin selbst das Kollier noch nicht vorlegen können, denn sie war auf einige Tage verreist. Aber ihre Zofe hatte den von Belling versteckten Schmuck als denjenigen ihrer Herrin erkannt. Der Beschuldigte stellte durch seine stolze und Empörung spiegelnde Wesensart von vornherein seine Sache schlecht. Das erste Verhör brachte Ueberraschendes ans Licht; leider aber wurden die Angaben des Beschuldigten nicht geglaubt. Belling hatte die an ihn gerichteten Fragen ignoriert und frei gesprochen. „Es verletzt mich tief, meine Familienverhältnisse vor fremden Ohren ans Licht ziehen zu müssen. Gezwungen durch das unerhörte Verfahren, daß man gegen mich geübt, mögen die Herren wissen, daß das Amethyfkollier meiner Mutter gehört. Geldnot zwang mich, mir darauf Geld zu verschaffen. Um unferer Familie den Schmuck zu erhalten, entschloß ich mich zu dem geringeren Erlös und brachte ihn dem Pfandver-

leiher, wofelbst ich ihn zu jeder Zeit wiederbekommen kann.“ Das klang so klar und natürlich, daß man dem Erzähler wohl hätte glauben dürfen, wäre nicht das Streitobjekt gestohlen gewesen. Der Staatsanwalt hatte spöttisch gelächelt; „Sie erzählen uns ein Märchen, Angeklagter! Nicht Ihre Mutter, sondern die Frau Baronin Olga von Reisner ist die Eigentümerin des Kolliers, das ihr gestohlen wurde.“

Aufmerksam hatte Belling zugehört. „Eine Baronin Olga von Reisner?“ wiederholte er, ohne die Pointe zu beachten. „Die Dame ist eine Schwägerin meiner Mutter; ich wußte garnicht, daß sie jetzt hier wohnt. Durch ihre Heirat mit meinem Vater entzweite sich meine Mutter mit ihrer Familie, sodaß keinerlei Beziehungen mehr zwischen uns bestehen.“

„So, wie aber sollte ihre Mutter in den Besitz des Schmuckes gekommen sein, der ihrer Schwägerin Olga gestohlen worden ist?“

Die Augen des Ingenieurs flammten: „Ich wiederhole, Herr Staatsanwalt, daß der in Rede stehende Schmuck meiner Mutter gehört und daß das Schloß das Monogramm ihres Mädchennamens trägt: D. v. R. — Ottilie v. Reisner?“

„Ich denke anders, Angeklagter“, hatte der Staatsanwalt widerprochen. „Sicher hat Ihre Mutter Ihnen von dem kostbaren Familienschmuck erzählt gehabt. Nun in der Not erinnerten Sie sich des Kleinods. Vielleicht beabsichtigten Sie zugleich auch einen Racheakt gegen die vom Schicksal begünstigte Verwandte —“

„Ich verschmähe es, hierauf zu antworten.“

„So wird dies ihre Mutter für Sie besorgen. Ihre Gegenwart ist notwendig; sie soll geholt werden.“

„Meine Mutter, kam es erschrocken aus Bellings Munde. Ich bitte, dies zu unterlassen. Sie ist schwach und sehr nervös; die Aufregung würde ihr schaden.“

Der Einwurf blieb erfolglos. Ein Bote wurde zu Frau Belling geschickt. Allein des Ingenieurs Befürchtung erfüllte sich. Frau Belling war infolge der Aufregung und Gemütserschütterung von einem Nervenschock befallen worden und nach Aussage des Arztes vernehmungsunfähig.

Die auf der Reise sich befindliche Baronin von Reisner wurde benachrichtigt, daß der Dieb samt dem gestohlenen Kollier gefunden sei, das Verhör bis zur Rückkehr der Eigentümerin vertagt und der Ingenieur wieder in Untersuchungshaft abgeführt.

Inzwischen hatte Ilse Stephan, die Kontoristin und Stieftochter des Pfandverleihers, die an jenem Unglücksabend von ihrer Mutter in ihrem Zimmer eingeschlossen wurde, mit Entsetzen gehört, daß Belling verhaftet war. Nach liebender Mädchensart sann sie auf Wege, wie sie die Unschuld des Geliebten, an der sie nicht zweifelte, sowie seine Befreiung erwirken könne. Just in derselben Stunde, als vor dem Hause Kaiserstraße 44 eine mit Koffern beladene Droßke hielt und die Baronin von Reisner zurückbrachte, erschien Ilse Stephan in der Villa und bat flehend die Baronin um einige Augenblicke Gehör. Die Dame kniete vor einem geöffneten Koffer; um sie verstreut lagen viele Garderobestücke und Reiseeffekten.

Angenehm berührt von Ilse's Schönheit und Anmut, hörte sie deren Anliegen an. Von dem Hergang im Pfandhaus, von ihrer Liebe zu Belling und daß er, trotzdem der Verdacht gegen ihn, nicht der Dieb sei — sein könne.

„Ingenieur Belling?“ fragte die Baronin und ihre Hand strich über die Stirne. Dann leuchtete es plötzlich in ihren Zügen auf: „Mein liebes Fräulein,“ sagte sie, Ihre Zuversicht an Belling hat sie nicht betrogen! Der Ingenieur ist mir verwandt, doch verkehren wir nicht miteinander. Unauslöschlich ist mir aber die Erinnerung an den Tag, als mein lieber Mann mir und seiner Schwester, der Mutter Bellings, die damals noch Mädchen war, jedem ein Amethyfkollier schenkte. Die beiden Kolliers waren sich zum Verwechseln ähnlich, zumal auch das Monogramm — D. v. R. stimmte. Der Ingenieur Belling hat also tatsächlich das Kollier seiner Mutter versteckt. Wie sehr bedauere ich dies Mißverständnis! Mein Kollier habe ich damit nun freilich nicht wiederbekommen, bin aber doch aufrichtig froh, zu Bellings Befreiung beitragen zu können.“ — Die erlittene Kränkung war für Belling der Glückstern, welcher ihm durch die Baronin zu dem erforderlichen Geld verhalf, um seine Erfindung ausführen und seine Ilse heimzuführen zu können.

Eine Ehechule

Die Jugend von Kansas City scheint an gefährlicher Ehescheu zu leiden, denn der Reverend Dalton, der würdige Pastor der Volkskirche, hat sich veranlaßt gesehen, eine „Ehechule“ zu gründen, deren Zweck es ist, in der Gemeinde das Heiraten zu fördern und populär zu machen. Vor einigen Tagen berief er die jungen Herren und Damen zu einer Kirchenversammlung und erklärte, daß seiner Meinung nach jeder Junggeselle von 24 Jahren, der 75 Dollar im Monat verdient, heiraten müsse, ebenso wie jedes Mädchen von mehr als 18 Jahren. Und er, der Reverend Dalton, wolle dafür sorgen, daß dies auch geschehe. Und so begründete er zu diesem Zwecke einen Heiratsklub und setzte 50 Paare auf die Liste. Den Mitgliedern des Klubs hält der wackere Seelenhirte jetzt wöchentlich Vorträge über „Brautwerbung“, „Liebe“, „Einkauf von Möbeln“, über „Kochen“, über „Sparen“ und über „Kindererziehung“, wobei jeder Vortrag mit einer eindringlichen Beweisführung schließt, daß man nie schnell genug in den Dafen der Ehe einfallen könne. Und je eher die 50 Paare des Heiratsklubs von Kansas City den Mut zu diesem Entschluß aufbringen, desto besser sei es für sie, ja bei der Eheschließung gilt nach der Überzeugung des Pastors als erste Regel der alte Rat: „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.“

Nützliche Winke

Eier en fauce. Die Eier werden hart gefotten, kalt geschält und halbiert. In einer Pfanne wird Butter warm gemacht, eine Kelle Mehl darin gerührt und mit Fleischbrühe gebunden. Das nötige Salz, weißer Wein oder einige Tropfen Essig damit vermengt und die Sauce bei gehöriger Dike heiß in die Pfanne über die Eier geschüttet.

Gebakene Nudeln. Man bereitet einen Nudelteig aus einem eiergroßen Stückchen Butter, zwei ganzen Eiern und einem Dotter, einer Prise Salz und so viel Mehl, als zu dem Teig erforderlich ist. Dann treibt man ihn mit Vorzicht so dünn wie möglich aus, zer Schneidet ihn in kleine fingerbreite Nudeln und bäckt diese in heißem Schmalz goldbraun. Man reicht eine Weinfaucé dazu.

Kartoffelorte. Man reibe gefottene kalte, mehlig-feste Kartoffeln, bis man 500 Gr. hat; zerflöße acht Eigelb mit 375 Gr. Zucker, bis sie schaumig sind; gebe 125 Gr. gestoßene Mandeln hinzu und eine abgeriebene Zitronenschale, sowie den Saft der Zitrone. Nun rühre man die Kartoffeln darunter, mische zum Gausen den feinstgeschlagenen Eier Schnee und backe diese vorzügliche Orte in einer mit Butter beschriebenen Form.

Um Farbflecken aus Kleidungsstücken zu entfernen, nehme man 1 Eßlöffel Salmiakgeist, 4 Eßlöffel starken Weingeist und 1 Eßlöffel Salz, schütte das Ganze in einem Glase tüchtig durcheinander und wende es mit einem Schwamm oder einem wollenen Lappen an. Mit dieser Flüssigkeit kann man alle Dilsflecken, desgleichen auch Farb- und Fettflecken auswischen. Flecken von Harz und Teer auf Tuch müssen erst mit Butter erweicht werden.

Ein einfaches und billiges Mittel gegen Wanzen ist Ammoniak. Es wirkt sicherer als alle Tinkturen, welche zum Antreiben der Möbel usw. bestimmt sind, weil das Gas leicht in die feinsten Spalten eindringt. Man stellt in einem infizierten Zimmer mehrere flache Tassenchälchen mit etwas Salmiakgeist hier und da auf, hält das Zimmer mehrere Tage streng verschlossen, worauf man dann durch Öffnen von Fenstern und Türen für Wiederherstellung reiner Luft sorgt. Wenn der Verdacht auf Wanzen begründet war, das heißt, wenn wirklich welche da waren, so wird man wohl zwar tote, aber keine lebende mehr finden. Sind mehrere Zimmer infiziert, so setzt man dort das Verfahren fort.

Neues vom Büchermarkt

Nach des Tages Müß. Fünfundzwanzig Gedichte eines Arbeiters von August Brüllmann. (72 Seiten) 80. Zürich 1912. Verlag: Art. Institut Drell Büchli. Gebunden in Leinwand Fr. 1.80 (Mk. 1.50). — Dieses kleine Liederbuch bietet uns die schönsten poetischen Erzeugnisse, gleichsam die Feiertagsfrüchte eines mitten im gereiften, werktätigen Leben stehenden Mannes. Echt und ungekünstelt mütet uns diese von einem warmen Lebenshauch umwitterten Reisen an, die so volkstümlich ihrem Gehalte nach sind als anspruchslos in ihrer formalen Technik. Der Dichter selbst weist darauf hin, daß keine Verleer weder

als klassisch noch als muttergütlich eingeschätzt werden wollen; aber es sind aufrichtige und der künstlerischen Formung keineswegs entbehrende Stimmungsbilder aus den Fest- und Feiertagsstunden eines von Glück und Not durchzitterten, reichbewegten Arbeiterdaseins, die ihr Entstehen einer beachtenswerten Freude am Schönen, an befreiendem Wort, an erlösendem Klang zu danken haben. — Was die Frauenwelt ganz besonders ansprechen wird, das sind die in so warmen Herzenstönen erklingenden Lieder, die speziell der Mutter und der Familie gewidmet sind. Die Schlichtheit der Sprache zeigt, wie wahr die Gefühle für die Mutter und die Familie sind, die wirklich aus der Seele stammen und tatsächlich empfunden, nicht bloß anempfundenes sind. Wie tief spricht z. B. das nachfolgende „An die Mutter“ gerichtete Lied, den Müttern zum Herzen:

„Ein kleiner Kreis ist zugemessen
Dir Mutter, auf der Erde bloß,
Doch niemals darfst du es vergessen:
So klein und so unendlich groß.
Was Edelstes war zu vergeben,
Gab dir der Schöpfer in die Hand:
Den Kindern, die dich froh umschweben,
Zu bilden Herz und den Verstand.
Der Vater lehret wohl die Seinen
Des Lebens Ernst, des Lebens Pflicht;
Doch groß zu sein im Idealen Kleinen;
Das liebe Mutter, kann er nicht.
Und sollte Dantbarkeit dich fliehen,
Das stolze Ziel ist Opfer wert:
Zu guten Menschen zu erziehen
Die Kinder, die dir Gott besichert.
Wenn eint sie dich zu Grab getragen,
So ist's ein Wort, das hoch dich ehrt,
Wenn sie bei guten Werken saßen:
Das hat die Mutter uns gelehrt!“

Ganz besonders ansprechend sind auch die Gedichte „Stummes Leiden“ und „Kranzverteilung“. Aus allen aber spricht das abgeklärte, ruhige Gefühl des schlichten, tüchtigen, mit seinem bescheidenen Los zufriedenen Mannes der Arbeit. Mit Anbiederung des sehr billigen Preises hat der Verleger jedenfalls dafür gesorgt, daß das Büchlein reichen Absatz und verdienten Heimatrecht findet.

Zur gest. Beachtung! Bei Adressen-Veränderungen ist es **absolut** notwendig, der Expedition **neben** der neuen, auch die **bisherige, alte** Adresse anzugeben



295

Schuler's
modernstes
Waschmittel

PERPLEX
wäscht, reinigt und desinfiziert von selbst.

Nicht die billigsten, aber die besten sind die Stah-Drahtspähne

ELEPHANT

Magen-Leidende

finden in Singer's Spezialitäten unübertroffenes Nährmittel.

Singer's hygienischer Zwieback, durch und durch gebackt, leicht verdaulich und sehr nahrhaft, Singer's Magenstengel, Salzbrezeln, Salzstengel, Aleuronat-Biskuit, Singer's feinste Milch-eiernudeln, nach Hausfrauenart hergestellt, nur eine Minute Kochzeit, werden ärztlich empfohlen und verordnet.

Wo keine Ablage, direkter Versand ab Fabrik. 57

Schweiz. B. etzel- und Zwieback-Fabrik Ch. Singer, Basel XIII



Hirt's Schuhe
sind die besten

Garantie für jedes Paar.

Verlangen Sie bitte **Gratis-Preisliste.**

Wir versenden gegen Nachnahme:

Töchter-Werktagsschuhe	N° 26-29	Fr. 4.50	N° 30-35	Fr. 5.30
Töchter-Sonntagsschuhe	26-29	4.80	30-35	5.50
Knaben-Werktagsschuhe	30-35	5.80	36-39	7.—
Frauen-Werktagsschuhe, beschlagen			36-43	6.50
Frauen-Sonntagsschuhe, solide			36-42	6.80
Damen-Schnürschuhe, Boxleder, elegant			36-42	9.50
Damen-Knopfschuhe			36-42	10.—
Manns-Werktagsschuhe, Laschen, beschlagen 1 ^a			39-48	8.30
Manns-Werktagsschuhe mit Haken 1 ^a			39-48	8.50
Herren-Sonntagsschuhe, solide			39-48	8.50
Herren-Sonntagsschuhe, Boxleder, elegant			39-48	11.—
Herren-Sonntagsschuhe, Boxleder, Derbyform			39-48	11.50
Militärschuhe, solid, beschlagen 1 ^a			39-48	10.50

Eigene mech. **Reparaturwerkstätte** Elektr. Betrieb

Rud. Hirt & Söhne Lenzburg



Apparate für Schönheitspflege,

Gesichts- und Körpermassage, Manicure sowie Haartrocken-Apparate und Heißluftdouchen liefern billigst, unter Garantie für erstklassiges Material und tadellose Funktion

E. KURMANN, SURSEE-STATION

— Illustrierte Prospekte gratis —

Bettmässen

Befreiung sofort. Angabe des Alters

Versandhaus E. Schmid, Herisau 111

Preis Fr. 5.50

Seidenband
Seidenstoffe
Samte
Spitzen
Spitzenstoffe
Tulle
Galons
Borden
Entredeux
Knöpfe

empfehlen billigst

Wwe. Früh & Sohn 203
St. allen
Rosenbergstrasse 93